

Ein deutscher Steinmetz aus Schwaben Friedrich Schmidt baut das Wiener Rathaus

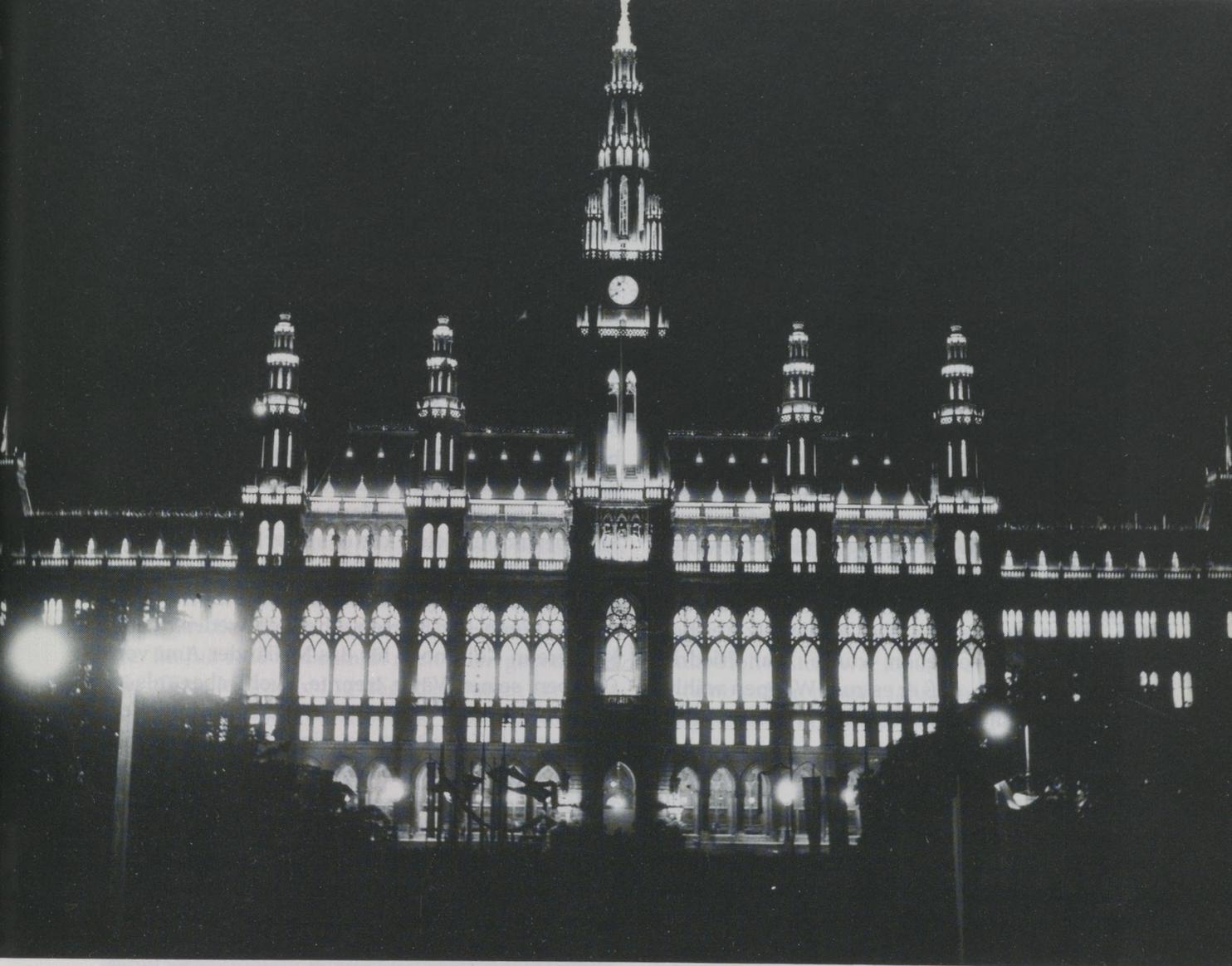
Lothar Sträter

Das Jahr 1883 war der Gipfelpunkt in Leben und Karriere des schwäbischen Baumeisters Friedrich Schmidt. Am 12. September jenes Jahres wurde das Wiener Rathaus eröffnet, das er erbaut hatte. Schon sechs Tage zuvor war er zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannt worden. In der betreffenden Urkunde heißt es: *Und wie die Steine dieses Baues noch den fernsten Zeiten von dem Wirken des Meisters erzählen werden, so verkünden eine Schaar begabter Kunstjünger durch Wort und That, daß Friedrich Schmidt die tief sinnigen Lehren seiner Kunst auch seinen Schülern zu offenbaren und seine Ideen als fruchtbringende Saat auf Andere zu übertragen weiß.*

Nachdem Friedrich Schmidt acht Jahre später gestorben war, erwiesen sich zwar die Steine des Wiener Rathauses und die manch anderer Bauten als

recht dauerhaft, mit dem Nachwirken durch seine Schüler war es aber nicht weit her. Sucht man nach berühmten Nachfolgern des Neugotikers, so läßt sich unter den zahlreichen Schülern der Ungar Imre Steindl nennen, der gleich seinem Lehrer die Wiederbelebung mittelalterlicher Baustile mit denkmalpflegerischen Bemühungen verband. Der aus Graz gebürtige Joseph von Hauberisser baute die Rathäuser in München und Wiesbaden, aber nicht viel später, nachdem Schmidt in Wien das Rathaus vollendet hatte.

In Mitteleuropa war die Zeit der Neugotik, des Historismus überhaupt, abgelaufen. In Wien kamen mit Otto Wagner und Adolf Loos ganz andere Vorstellungen auf, und so sehr sich auch die Öffentlichkeit zunächst gegen die neue Schmucklosigkeit



sträubte, es gab kein Zurück mehr. Der stürmische Sinneswandel nach Friedrich Schmidts Tod brachte es mit sich, daß sich nach den üblichen ergreifenden Nachrufen niemand mehr für den großen Baumeister interessierte. Heute hat ihn zwar die Forschung längst wieder entdeckt, aber was sie an schriftlichen Arbeiten vorlegt, stützt sich auf die Bauten selbst, auf Akten und streng sachliche Aufzeichnungen. Die Überlieferung, die uns über den Menschen Friedrich Schmidt Auskunft geben könnte, ist so lange unterbrochen gewesen, daß es heute schwer ist, sein Charakterbild zu rekonstruieren. Aber es ist möglich, daß sich einige persönliche Wesenszüge erschließen, wenn wir seinen Bildungsgang und seine berufliche Entwicklung verfolgen.

Pfarrerssohn aus Frickenhofen

Friedrich Schmidt kam am 22. Oktober 1825 in Frickenhofen, nicht weit von Schwäbisch Gmünd, zur Welt. Sein Vater wie auch beide Großväter waren

evangelische Pfarrer. Ein Urgroßvater war Baumeister in Hannover. Dort war der englische Einfluß besonders stark. In England zuerst hatte die Romantik sich auf den gotischen Baustil besonnen. Trotzdem ist es gewagt, Schmidts Neigung zur Neugotik aus dieser Herkunft abzuleiten. Friedrich Schmidt besuchte zunächst die Lateinschule in Schorndorf, dann die Realschule in Wildbad. Nachdem sein Vater schon früh gestorben war, sorgte die Herzogin Henriette von Württemberg für ein Stipendium, mit dem er von 1840 bis 1843 das Polytechnikum in Stuttgart besuchen konnte. Sein wichtigster Lehrer war der Schinkel-Schüler Johann Matthäus Mauch (1792–1856), der zwar allgemein als Klassizist abgestempelt ist, sich aber auch mit der Gotik auseinandergesetzt hat.

In Deutschland leitete sich die Wiederentdeckung der Gotik vorwiegend von Goethes Schrift *Von deutscher Baukunst* her, zu der ihn das Straßburger Münster inspiriert hatte. Die Romantiker nahmen diese Ideen auf, und während noch allenthalben die

Kunstakademien und die Technischen Hochschulen dem Ideal der klassischen Antike nachstrebten, entwickelte sich die Gotik zum «Deutschen Stil», wuchs die Bewegung zur Vollendung des Kölner Doms, bereits 1808 von Sulpiz Boisserée inauguriert, zum Politikum: Man sah in diesem Dom ein Symbol der ersehnten deutschen Einheit. Auch an vielen anderen gotischen Kirchen wurden nach und nach die Türme vollendet, nicht zuletzt in Ulm. Aber Köln wurde zum Zentrum der deutschen Gotik und einer wiederbelebten Handwerks-Gesinnung. Die mittelalterliche Bauhütte, das Können der Steinmetze kamen wieder zu Ehren.

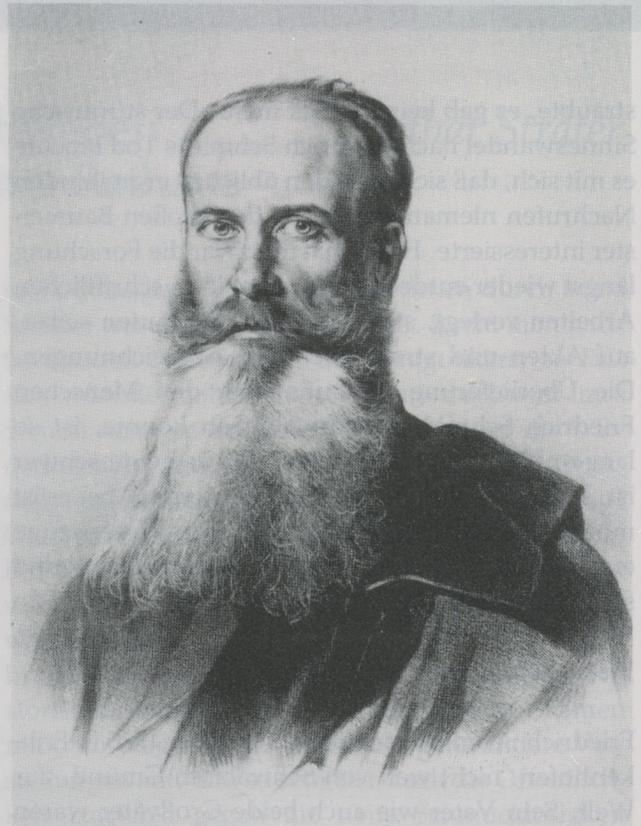
Friedrich Schmidt war neben seinem Studium in Stuttgart zu einem Steinmetz in die Lehre gegangen. Als Achtzehnjähriger war er theoretisch und praktisch ausgebildet und ging geradezu zwangsläufig nach Köln. Hier verdingte er sich als einfacher Steinmetz und verließ die Dombauhütte vierzehn Jahre später als Meister. Das Steinmetz-Zeichen, das ihm damals verliehen wurde, war Friedrich Schmidt so wichtig, daß er es zum Wappen wählte, als er 1866 in den Freiherrenstand erhoben wurde.

Steinmetz in Köln und Hochschullehrer in Mailand

In den vierzehn Kölner Jahren hat Schmidt nebenbei auch viel auf eigene Rechnung, gleichsam in der Privatpraxis, gearbeitet: Restaurierungen, Grabdenkmäler und Ähnliches. In der Dombauhütte zerschlugen sich jedoch alle Aufstiegs-Hoffnungen. Intrigen? Oder hatte der evangelische Schwabe im katholischen Köln keine Chance? Aber auch die Aussicht auf eine Professur in Karlsruhe zerrann. Ein wenig bedeutender Auftrag wurde schicksalhaft: Friedrich Schmidt durfte in Bensberg bei Köln ein Denkmal errichten, das den im Feldzug von 1794 gegen Frankreich gefallenen Österreichern gewidmet war. Er bekam dafür mehr routinemäßig den Franz-Joseph-Orden; aber – und das wurde wichtiger – er erregte die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Maximilian, eines Bruders des jungen Kaisers. Erzherzog Maximilian, der später als Kaiser von Mexiko ein unglückliches Ende fand, war damals Statthalter der noch österreichischen Lombardei. Der junge, romantisch veranlagte Prinz war voller Tatendrang und wollte angesichts heftiger nationaler Leidenschaften einen letzten Versuch machen, die Italiener für Österreich zu gewinnen. So förderte er neben vielen anderen Einrichtungen auch die Kunsthochschule in Mailand und berief den damals 32jährigen Friedrich Schmidt als Lehrer. Schmidt übernahm die Aufgabe mit großem Elan, lernte schnell Italienisch, und der Pfarrerssohn erwies sich als große

Begabung in der Kunst der freien Rede. Schnell gewann er die Studenten, die anfangs alles Deutsche ablehnten. Er nutzte aber auch die Zeit in Italien zum gründlichen Studium vor allem der mittelalterlichen Baukunst, der italienischen Gotik. Allein oder mit seinen Studenten unternahm er Exkursionen, fertigte Zeichnungen an, vermaß Bauwerke. Er wurde zu Restaurierungs-Arbeiten an den Kirchen S. Ambrogio in Mailand, S. Giacomo Maggiore in Vicenza und Santa Maria dell Orto in Venedig herangezogen und fertigte Pläne für eine Umgestaltung der Hauptfassade des Mailänder Domes an. Aber er beteiligte sich von Mailand aus auch an Wettbewerben für einen Dom in Madrid und für das Berliner Rathaus. Friedrich Schmidt fertigte auch erste Entwürfe an für die Kirche Maria vom Siege im Wiener Stadtbezirk Fünfhaus, die er später wirklich baute. Und er trat zum katholischen Glauben über. Diese beiden letzten Ereignisse muß man wohl zusammen sehen. Wenn der Pfarrerssohn sich weder für die Karriere in Köln noch für das Mailänder Amt vom Glauben seiner Väter trennte, wohl aber, als er schon in Mailand etabliert war, dann wird die Vermutung zweifelhaft, er sei einer weitverbreiteten Tendenz der Künstlerschaft in der Nachfolge der

Friedrich Schmidt
nach einer Lithographie von A. Schubert



Nazarener gefolgt. Eher ist zu vermuten, man habe ihm definitive Versprechungen für eine Karriere in Wien gemacht.

Zunächst gab es Krieg. Der österreichische Kaiser Franz Joseph mußte 1859 die Lombardei aufgeben. Das junge italienische Königreich legte Wert darauf, Friedrich Schmidt in Mailand zu halten. Der aber lehnte ab. Das darf weniger als Beweis für die Anhänglichkeit an das Haus Habsburg gewertet werden als dafür, daß Schmidt bestimmte Vorstellungen von seiner künftigen Karriere hatte.

Seit 1859 Professor und Architekt in Wien

Seinen Gönner können wir leicht ausmachen. Es ist der Kultusminister Leo Graf Thun-Hohenstein. Er hatte schon im Auftrag von Erzherzog Maximilian die Berufung nach Mailand ausgesprochen, und er holte Schmidt nun als Professor für mittelalterliche Kunst an die Wiener Akademie der bildenden Künste. Im Juli 1859 ist Schmidt nach Wien gekommen, die offizielle Ernennung trägt das Datum 11. Oktober. Im selben Jahr noch wurde er in die Kommission zur Begutachtung des Stephansdomes berufen. Im nächsten Jahr folgte die Ernennung zum Mitglied der Baukommission von St. Stephan. Zugleich trat er in die «Centralkommission für Baudenkmale» ein, die mit dem Denkmalschutz in ganz Österreich-Ungarn befaßt war. Die Daten sind deshalb wichtig, weil diese Ernennungen gleichsam kurz vor Tor-schluß erfolgten. 1860 ging die Tätigkeit des Grafen Thun-Hohenstein als Kultusminister zu Ende. Er zog sich auf seine böhmischen Besitzungen und in die böhmische Landespolitik zurück. Der Gönner hatte also gerade noch Friedrich Schmidt etablieren können; alles weitere ergab sich folgerichtig aus diesem günstigen Start.

Was hatte Leo Graf Thun-Hohenstein ausgerechnet mit dem schwäbischen Neugotiker im Sinn? Die Gotik war als «Deutscher Stil» wiederentdeckt, aber eben doch mehr und mehr als kleindeutscher. Das Heilige Römische Reich hatte aufgehört zu bestehen. Kaiser Franz Joseph fühlte sich zwar noch als der erste der deutschen Fürsten, aber bis 1866, als Österreich endgültig aus dem deutschen Staatenbund verdrängt und die kleindeutsche Lösung unter der Führung Preußens begonnen wurde, war es nur noch eine kurze Spanne. Und 1880 wurde die Vollendung des Kölner Doms unter der Herrschaft von Kaiser Wilhelm I. gefeiert. Österreichs große Zeit fiel mit dem Barockstil zusammen. Renaissance, Barock, Klassizismus – all das war auch in neuer Auflage möglich, nur nicht Gotik. Gotik roch nach Opposition.

Böhmischer Patriotismus und gotische Tradition

Böhmen hatte dagegen eine starke gotische Tradition. Trotz aller Barockisierung, die ja viel mit habsburgischer Überfremdung zu tun hatte, war Prag in der Zeit Kaiser Karls IV. gotisch geprägt worden. Auf der Burg Karlstein waren die Reichsinsignien aufbewahrt. Böhmisches Eigenstaatlichkeit, böhmisches politisches Gewicht in der Reichspolitik hatten ihre große Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg, vor der Barockisierung. In Böhmen war man daher empfänglich für die Neugotik. Heute noch gibt es viele Schlösser im Land, die in diesem Stil erbaut oder erneuert worden sind. Der böhmische Patriotismus, in der Romantik neu belebt, verstand sich bis zur Jahrhundertmitte übernational, betraf Deutsche wie Tschechen. Wenn dieser Patriotismus auch durch den Nationalismus der zweiten Jahrhunderthälfte zerstört wurde, hielt er sich doch noch relativ lange in der konservativen Aristokratie. Leo Graf Thun-Hohenstein war konservativ im besten Sinne. Er hatte sich in jungen Jahren ausgiebig in England umgesehen und war dort auch der englischen Gotik und Neugotik begegnet. In der schweren Zeit nach der 48er Revolution übernahm er in Wien das neu geschaffene Kultusministerium. Ihm verdankt Österreich eine bis heute wirksame Reform des gesamten Bildungswesens. Aber er gehörte im Vielvölkerstaat eben auch zur «böhmischen» Partei und hoffte mit allen böhmischen Patrioten darauf, der junge Kaiser würde sich offiziell zum König von Böhmen krönen lassen. Die Entwicklung verlief leider anders. 1867 besiegelte der Ausgleich den Dualismus; in Österreich-Ungarn hatte Böhmen einen nachgeordneten Rang.

Friedrich Schmidt fand in Wien ein großes Betätigungsfeld am Stephansdom, bei dem ihm seine Kölner Erfahrungen zugute kamen. Die katholische Kirche war noch erfüllt von der romantischen Erneuerungsbewegung, die ebenfalls dem Gotischen nahestand. Die dritte Säule, auf der sich Schmidt etablieren konnte, war das Bürgertum. Wien war im Unterschied zu den freien Reichsstädten in Deutschland immer eine Residenzstadt gewesen. Anwendungen von bürgerlicher Eigenständigkeit waren in der Geschichte mehrmals blutig unterdrückt worden. Jetzt, in der aufkommenden Gründerzeit, entwickelte auch das Wiener Bürgertum ein nie dagewesenes Selbstbewußtsein, das aus der Erstarkung des Liberalismus und einem allgemeinen wirtschaftlichen Aufstieg entsprang. Das Bürgertum suchte nach Symbolen seiner Macht und griff ebenfalls aufs Mittelalter zurück. Damals hatten die alten Städte längst ihre Rathäuser gebaut. Wenn

sich Friedrich Schmidt bei seinen Rathaus-Entwürfen für Berlin und Wien auf das alte Rathaus von Brüssel berief, so wollte er damit zunächst bürgerliche Traditionen wachrufen. Daß er damit unerschwellig einen Oppositionsstil wählte, daß er in Wien den Dualismus zwischen Hofburg und Rathaus auch äußerlich verdeutlichte, muß ihm nicht unbedingt bewußt gewesen sein. Aus heutiger Sicht müssen wir aber erkennen, daß der schwäbische Pfarrerssohn ideologisch zunächst in Köln in das kleindeutsch-patriotische Spannungsfeld geriet und später in Wien in jenes zwischen österreichischer Staatsidee und böhmischem Patriotismus einerseits, sowie zwischen Monarchie und Bürgerum andererseits.

Der Wiener Festungsring wird zur Ringstraße

Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Gewiß, unter den großen Architekten, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Wien wirkten, war Friedrich Schmidt der «Gotiker». Aber das hieß nicht, daß er den überlieferten gotischen Stil lediglich kopierte. Der Erbauer des Wiener Rathauses konnte später – aus seiner Sicht mit vollem Recht – sagen: *Wenn aber irgend etwas charakteristisch für den Styl des Bauens ist, so mag es der Geist der Neuzeit im eigentlichen Sinne des Wortes sein, der sich voll in ihm ausspricht. Ich kann nur sagen, was ich angestrebt habe.*

Im Jahre 1857 hatte Kaiser Franz Joseph den Befehl gegeben, die Befestigungsanlagen, die die Wiener Innenstadt umgaben und einengten, zu schleifen. Dadurch konnte nicht nur Platz gewonnen, konnten nicht nur die Verbindungen zu den bereits sehr großen Vorstädten hergestellt werden, das gewonnene Gelände, das ja außer den Festungsmauern auch ein breites, stets von Bauten freigehaltenes Schußfeld umfaßte, konnte nun nach einem einheitlichen Plan bebaut werden. Die Planung der Wiener Ringstraße mitsamt all den öffentlichen und privaten Bauten, die man in ihrem Bereich errichtete, war eine städtebauliche Tat, die bis heute gültig geblieben ist. Sie zog die bedeutendsten Architekten nach Wien. Eduard van der Nüll und August Sicard von Sicardsburg erbauten die Hofoper, der Däne Theophilus Edvard Freiherr von Hansen, der über Griechenland nach Wien gekommen war, baute das Parlament, das Gebäude des Musikvereins, die Börse, die Schule der evangelischen Gemeinden. Heinrich von Ferstel entwarf die Universität und die Akademie der bildenden Künste, Gottfried von Semper und Carl von Hasenauer planten das Hofburgtheater und das nicht vollendete Kaiserforum als Ergänzung der Hofburg. In dieser Reihe nimmt Friedrich

Schmidt mit dem Akademischen Gymnasium und dem Rathaus einen würdigen Platz ein. So wie das Parlament sich mit seinen griechischen Säulen auf die Wiege des Parlamentarismus im alten Griechenland berief, so das gotische Rathaus auf die mittelalterlichen Bürger-Selbstverwaltungen. Aber so wie im alten Griechenland mehrstöckig angeordnete Säulenreihen, wie sie Hansen entwarf, nicht üblich waren, wie auch das Innere des Parlaments durchaus von griechischen Vorbildern abweicht, so entwickelte Schmidt die Rathaus-Gotik nach mittelalterlichem Vorbild, aber doch sehr frei weiter. Nämlich nach der Verwendbarkeit *im Geist der Neuzeit*, wie er sagte.

Maria vom Siege, ein gotischer Kuppelbau

Daß Friedrich Schmidt nicht Stilkopien wollte, hatte er ja schon mit seinen Wiener Sakralbauten bewiesen, mit denen er gegen den heftigen Widerstand der Öffentlichkeit, auch der Geistlichkeit, beauftragt wurde. Die Kirche Maria vom Siege ist ein gotischer Kuppelbau! Eine solche Konstruktion wird man in der «echten» Gotik kaum finden, – aber Schinkel konnte dazu anregen. Es ging bei Schmidts Entwicklung in Wien aber nicht nur um die Anpassung an Gegenwarts-Bedürfnisse, sondern auch um einen Kompromiß zwischen der Kölner Schule der Neugotik und den Wünschen der Wiener Auftraggeber. Friedrich Schmidt hat die Verbindung zu dem Kölner Theoretiker der Neugotik, August Reichensperger, nie aufgegeben. Der Herausgeber des Kölner Domblattes stand in ständigem Austausch mit den maßgebenden Kreisen der englischen und der französischen Neugotiker. Sie alle wollten – parallel mit ähnlichen Bestrebungen in der Kirchenmusik – die christlich-mittelalterliche Welt durch die gotische Kunst wieder beleben. In Briefen an Reichensperger beklagte sich Schmidt über die Widerstände, die ihm anfangs in Wien entgegentraten. Andererseits versuchte er sich dem Theoretiker gegenüber zu rechtfertigen, wenn er in der Praxis von dessen reiner Lehre abwich. So schrieb er während des Baues der gotischen Kuppelkirche: *Betreffs Ihrer Bedenken hinsichtlich des Fünfhäuser Kuppelbaues theile ich Ihnen zum Troste mit, daß das eiserne Gerippe aus der Kuppel wegbleibt.* Wie beim Zusammenfügen der Bausteine für einen Steinmetzmeister aus mittelalterlichem Geist Hilfsmittel wie Stahl oder Beton undenkbar gewesen waren, so hatte man bei der Kuppelkonstruktion damals schon das Eisen verschmäht. Auch beim Bau des Akademischen Gymnasiums im Bereich der neuen Wiener Ringstraße. Das Akademische Gymnasium war die Muster-



Wiener Rathaus, erbaut von Friedrich Schmidt aus Frickenhofen.
Blick in den Sitzungssaal des Gemeinderats, wo eine Besuchergruppe Platz genommen hat.

schule der Monarchie und führt seine Tradition bis in das Jahr 1553 zurück. Es existierte damals in höchst beengten und hygienisch bedenklichen Verhältnissen in der Wiener Innenstadt: *Übrigens durchpestet das ganze Haus der durchdringende Geruch der Retiraden*, heißt es in einem ministeriellen Aktenstück. Nun sollte großzügig neu gebaut werden. Großzügig, aber doch nicht zu teuer. Und möglichst rasch. Graf Thun-Hohenstein hatte noch durchgesetzt, daß Friedrich Schmidt den Auftrag bekam. Der Bau wurde viel teurer als veranschlagt. Das Ministerium bemängelte nachträglich, Schmidt habe *sich von der Vorliebe für sein Werk in gutem Glauben, daß es seine Aufgabe sei, das beste für den abgesehenen Zweck zu schaffen, fortreißen lassen*. Außen wirkt der Bau sehr schlicht. Ein breiter Mittelrisalit gliedert die Fassade auf. Damit überbrückte er die Diskrepanz zwischen den Abmessungen eines mittelalterlichen Baublocks und den modernen Erfordernissen. Der Innenhof ist einem mittelalterlichen Kloster-Kreuzgang nachempfunden. Im Innern hat Schmidt tüppigen Aufwand getrieben. Er gipfelte in einem Prüfungs- und Festsaal, der nicht eine Flachdecke bekam, sondern *den Forderungen einer charakteristischen Durchführung dieses gotischen Baues nachgebend* einen Holzplafond mit sichtbarer Balkenkonstruktion, zum Schutz gegen Feuer mit Blech abgesichert.

1869 Auftrag für das Wiener Rathaus, den «Beamten-Dom»

Beim Wettbewerb für das Parlament kam Schmidts Kollege Theophil von Hansen zum Zuge. Dafür hielten bei der Ausschreibung des Rathaus-Neubaues alle Wiener Architekten zusammen und brachten Friedrich Schmidts Entwurf durch, vor allem gegen französische Konkurrenz. Zweifel an der Eignung des projektierten gotischen Baues mit seinen vielen Verzierungen wischte das Urteil Hansens mit großer Geste weg: *Im ganzen kann man nicht zweifeln, daß es ein Rathaus ist*.

Nachdem der Wiener Gemeinderat am 16. November 1869 Friedrich Schmidt die Leitung des Rathausbaues übertragen hatte, entwickelte der Baumeister einen Detailplan, der auf manche Verzierung des ersten Entwurfes verzichtete. Sicher aus Sparsamkeit, wahrscheinlich aber auch, weil er sich künstlerisch zu einer strengeren Auffassung weiter entwickelt hatte. Trotzdem stellte der Bau die Stadt vor ungeheure Finanzprobleme. Es war ein schwacher Trost, wenn ein Mitglied der Verwaltung die Hoffnung aussprach, der Bau werde sich dereinst durch den Fremdenverkehr amortisieren. Schmidt hielt dann aber gegen alle weiteren Einsparungswünsche an

seinem Plan fest, ja er zahlte sogar in einem Fall die Mehrkosten, die sich dadurch ergaben, aus eigener Tasche. Sein künstlerisches Gewissen war manchmal kompromißbereit, in entscheidenden Fragen aber unbestechlich. 1883 war der Bau vollendet.

Das Wiener Rathaus, oft gescholten oder als «Beamten-Dom» belächelt, hat nach hundert Jahren doch die Zeitprobe bestanden. Ob man einen großen Empfang oder einen Ball in den Repräsentationsräumen besucht, eine Ausstellung in der Volkshalle im Parterre, ob man zur Eröffnung der Festwochen die strahlende Beleuchtung von außen bewundert: die Wiener und die Gäste der Stadt möchten das Rathaus längst nicht mehr missen.

Ähnlich haben sich auch andere prominente Bauten Friedrich Schmidts in das jeweilige Ortsbild gefügt. Das Gebäude der Jugoslawischen Akademie der Wissenschaften in Zagreb (Agram) steht in einer repräsentativen Parkanlage. Kirchenbauten von Friedrich Schmidt findet man beispielsweise in Vaduz, im slowenischen Bled (Veldes) und in Kežmarok (Käsmark) in der slowakischen Zips. Auch in seiner schwäbischen Heimat hat er einige Kirchen gebaut, die allerdings den sehr begrenzten Mitteln kleiner Gemeinden Rechnung tragen mußten und entsprechend schlicht ausfielen: So in Wasseralfingen, Göppingen, Erolzheim, Stetten bei Tuttingen und in Geislingen an der Steige. Für das Dorf Trefelhausen, das von einer Brandkatastrophe heimgesucht worden war, lieferte er gratis den Entwurf zum Neubau einer Kirche. Zu den bekannteren Profanbauten Schmidts gehören das Postgebäude in Basel, ein großes Schloß in Ziegelrohbau in Kiew und Schloß Fischhorn bei Zell am See im Land Salzburg. Ein Bibliotheksgebäude für Sigmaringen blieb unausgeführt.

Denkmalpfleger – Friedrich Schmidt
als Leiter der Wiener Dombauhütte

Bis heute umstritten ist Friedrich Schmidts Wirken als Denkmalpfleger. Er war darin ein Kind seiner Zeit, die die Denkmalpflege als große Aufgabe erst entdeckt hatte und mehr an Rekonstruktion und Vollendung als an reine Konservierung dachte. 1863 hatte Schmidt die Leitung der Wiener Dombauhütte übernommen, war also Dombaumeister geworden. Nach seiner Schulung am Kölner Dom lag es nahe, daß er auch in Wien die Vollendung des Stephansdomes ins Auge faßte. Der zweite Turm ist ja ein recht kurzes Fragment geblieben. Glücklicherweise fehlte es wieder einmal am Geld, um sich an ein so gewaltiges Unternehmen zu wagen. So gab sich Friedrich Schmidt in Wien auch ehrfürchtig vor dem



Der Dom St. Stefan in Zagreb, im neugotischen Stil von Friedrich Schmidt umgestaltet.

Überlieferten und dachte vorwiegend konservierend. Auch seine Gutachten über viele Baudenkmäler in Österreich-Ungarn, die er als Mitglied der Central-Kommission für Kunst- und historische Denkmale schrieb, lesen sich heute recht modern. Im Stephansdom erinnern nur einige neugotische Altäre an sein Wirken. Ursprünglich war er auf eine Wiederherstellung gerade der romanischen Teile aus gewesen. Sein Plan für die Reromanisierung des Riesentores konnte vereitelt werden. Anders sieht es dort aus, wo ihm der Verfall weitgehend freie Hand ließ. In Zagreb hatte ein Erdbeben den gotischen Dom und die Markus-Kirche in der Oberstadt schwer beschädigt. Hier hat Friedrich Schmidt aus seinem neugotischen Herzen keine Mördergrube

machen müssen, und noch heute wird er in jugoslawischen Publikationen deswegen hart kritisiert. Die Ausführung von Schmidts Planung, die u. a. dazu führte, daß man heute wertvollste Renaissance- und Barock-Altäre in irgendwelchen Dorfkirchen wiederfindet, ist allerdings seinem Schüler Hermann Bollé anzulasten.

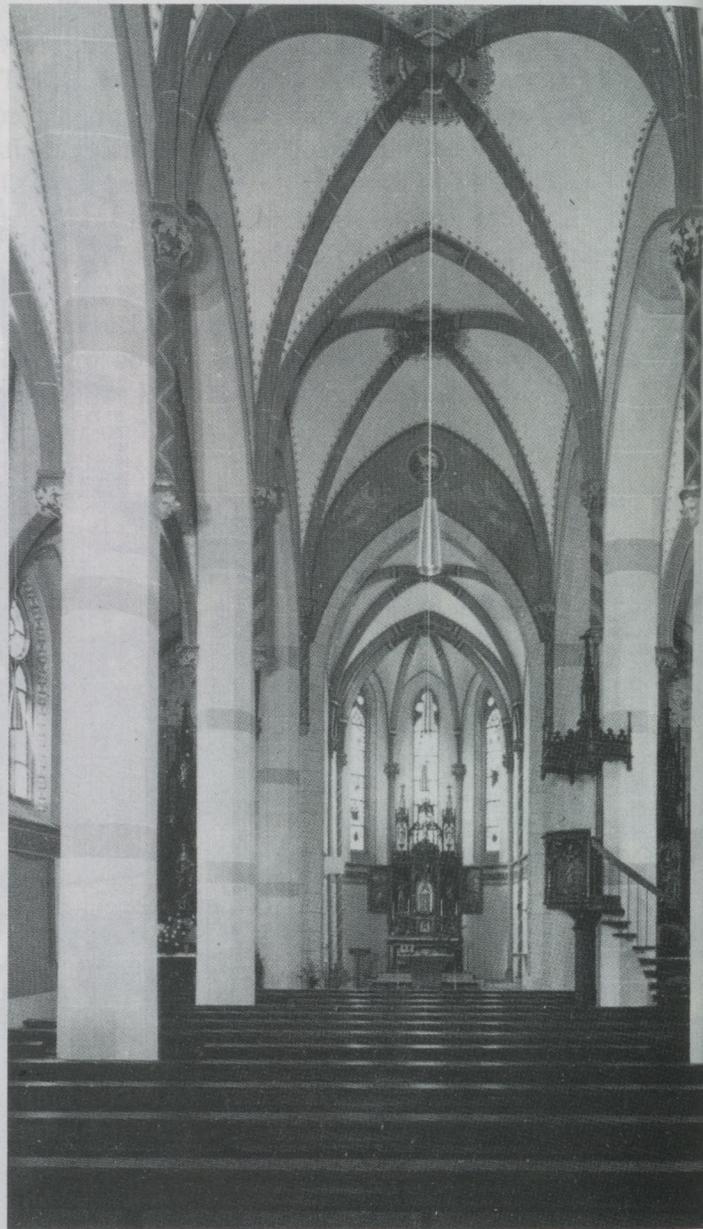
Glimpflicher geht man heute mit Friedrich Schmidt im südungarischen Pécs (Fünfkirchen) um. Die Basilika, ein mächtiges Bauwerk mit vier Türmen, geht noch auf das frühe Christentum in der Zeit der römischen Provinz Pannonien zurück und hat eine lange Baugeschichte, die auch die Verwandlung in eine türkische Moschee einschließt. Hier bestand im späten 19. Jahrhundert das Bedürfnis nach einem mo-

numentalen Ausbau der Bischofskirche im Zeichen des ungarischen Nationalbewußtseins. Da konnte es gar nicht groß und prächtig genug sein. Friedrich Schmidt hat offenbar geliefert, was man von ihm erwartete, und er hat auch die großen Historienmaler der Zeit angemessen beschäftigt.

Zwei bedeutende Schüler Schmidts waren auch in der Denkmalpflege tätig. Der schon erwähnte Imre Steindl baute nicht nur das Parlament in Budapest, er ergänzte auch gotische Kirchenbauten, am nachhaltigsten die Kathedrale im heute slowakischen Kaschau (Košice, ungarisch Kassa). Steindl war überzeugt, die mittelalterlichen Bauten könnten durch sein Eingreifen nur gewinnen. Es ist verbürgt, daß er seinen Mitarbeitern mit der Devise *Was wußten die Alten schon von der Gotik!* den Weg wies. Subjektiv war er im Recht. Ein mittelalterlicher Baumeister konnte nur wenige Bauwerke kennen, die ihm zum Vorbild dienten. Im späten 19. Jahrhundert war man durch Bilder und Bücher umfassend informiert vom europäischen Baubestand, konnte man vergleichen und typische Merkmale herausarbeiten. Außerdem war man technisch viel besser gerüstet, um die Gotik perfekt nachzuschaffen. Daß die Ergänzungen dem Zahn der Zeit viel weniger standhalten würden als die alte Bausubstanz, konnte Steindl nicht ahnen. Daß das allzu Perfekte auch steril und langweilig wirken kann, konnte er nicht sehen. Friedrich Schmidt mußte seinem allzu eigenwilligen Schüler zu Hilfe eilen, als sein Wirken in Kaschau vehement kritisiert wurde. Weniger auffallend wirkte sein böhmischer Schüler Josef Mocker, durch lange Jahre Dombaumeister am Prager Veitsdom. Er hielt sich beim Ausbau des Domes an Gutachten seines Lehrers und verwirklichte auch dessen Plan zur Rekonstruktion der mittelalterlichen Burg Karlstein, wo lange die Reichs-Insignien aufbewahrt waren.

Bau des «Sühnhauses» und Tod

Friedrich Schmidts letzter bedeutender Profanbau war das «Sühnhaus», das auf der Wiener Ringstraße an der Stelle erbaut wurde, wo im Dezember 1881 das Ringtheater abgebrannt war. Dabei waren hunderte Menschen umgekommen. Die Zins-Erträge aus dem Sühnhaus sollten den Hinterbliebenen zugute kommen. Daher waren die Mieten besonders hoch. Aber nicht nur deshalb scheuten sich die Wiener, hier einzuziehen. Auch der Schreck von 1881 wirkte noch lange nach. So war es der inzwischen geschiedene Baumeister, der als erster im Sühnhaus eine Wohnung bezog und damit den Bann brach. Zu den letzten Besuchern bei dem verehrten Meister



Für den Neubau der Pfarrkirche St. Vitus in Treffelhausen bei Böhmenkirch auf der Albhochfläche lieferte Friedrich Schmidt unentgeltlich den Entwurf. Oben: Blick ins Kircheninnere; auf der rechten Seite das Äußere von St. Vitus in Treffelhausen.

gehörte der Wiener Feuilletonist Eduard Pötzl. Dessen Erinnerung mag als Beispiel stehen für die Nachrufe, die Friedrich Schmidt gewidmet waren, nachdem er am 23. Januar 1891 nach langer Krankheit gestorben war: *Unserem Dombaumeister gegenüber empfand man stets das Bedürfnis vollster kindlicher Hingabe, man hätte ihm die Hände küssen mögen, zum Zeichen der Liebe und Ehrfurcht zugleich, und – ich schäme mich dessen nicht – wir haben sie ihm geküßt, als wir im Frühling des verflommenen Jahres zum letzten Male unter seinem gastlichen Dache versammelt waren, wo er uns von der Vergänglichkeit des Lebens, aber der Unvergänglichkeit der Kunst sprach.*

Friedrich Schmidt hat hohe Auszeichnungen vom österreichischen Kaiser, von den Königen von Preußen und Sachsen und vom Papst erhalten; er war Ehrenmitglied der Kunstakademien von München, Mailand und Urbino. Noch kurz vor seinem Tode wurde er von Kaiser Franz Joseph ins Herrenhaus, das «Oberhaus» des damaligen österreichischen Parlaments, berufen, wie es damals für besonders angesehene Künstler durchaus üblich war.

Mag manches in Friedrich Schmidts Lebenswerk in heftigen Meinungsstreit geraten sein und auch heute noch unterschiedlich bewertet werden. Der Ernst, mit dem er sein handwerkliches Können und sein künstlerisches Talent als Verpflichtung ausgeübt hat, sind ungeteilter Anerkennung wert. So wurde auch sein Wunsch für die Inschrift des

Grabsteins respektiert, der ihm auf dem Ehrengrab des Wiener Zentralfriedhofes gesetzt wurde:

Saxa loquuntur

Hier ruht in Gott

Friedrich Schmidt

ein deutscher Steinmetz.

Literatur (Auswahl):

Die Wiener Ringstraße – Bild einer Epoche. Band VIII: Friedrich Schmidt von Ulrike Planner-Steiner, Gottfried Semper, Carl von Hasenauer von Klaus Eggert. Wiesbaden 1978

MARLENE ZYKAN: Der Stephansdom. Wiener Geschichtsbücher, Band 26/27. Wien-Hamburg 1981

FELIX CZEIKE: Das Rathaus. Wiener Geschichtsbücher, Band 12. Wien-Hamburg 1972

ARNOLD VATTER: Friedrich Schmidt. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Band 14, S. 350 ff. Hrsg. von Robert Uhland, Stuttgart 1980

